

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

[5]

Es dauerte nicht lange, so schlürfte der Schritt Rispori's die Treppe gehobenes Wert nicht hören. Den Eintretenden sein eigenes geheimes Wert nicht hören. Den Eintretenden begriffen Enrico mit einer gewissen Zurückhaltung; er hatte viel gegen den Vater auf dem Herzen. Er fand jetzt, daß die hohe, schlanke Gestalt desselben mehr als früher vorübergehe, die Stirn saltenreicher, der Scheitel kahler geworden war. Die Augen hatten ein fast fieberhaftes Leuchten, der graue Bart hing tiefer auf die Brust hinab. Gleichwohl konnte der Sohn sich nicht verhehlen, daß des Vaters Erscheinung etwas Ehrfurchtgebietendes hatte, und daß sich in seinen Zügen unentbehrbar geistige Bedeutung ausprägte. Nur die Hast in allem, was er sprach und that, mußte jeden beunruhigen, der in ein Gespräch mit ihm geriet.

„Was möchtest du, Vater?“ fragte Enrico. Rispori ging mehrmals im Zimmer auf und ab; dann schob er die Vorhänge etwas zurück, als wollte er den Sohn in hellerem Lichte vor sich sehen; denn er hatte die Mißstimmung wohl bemerkt, welche dieser kaum verbergen konnte, wenn er dem Vater gegenüberstand.

„Setze dich, Enrico,“ sagte er dann, „ich habe einen Auftrag für dich.“

„Wenn ich in der Lage bin, ihn auszuführen, wenn er nicht meinen Anschauungen widerspricht.“

„Was, Anschauungen... es handelt sich um ein Geschäft... wir brauchen uns dabei nicht um die Grundzüge der Wissenschaft zu streiten; ich bin in deinen Augen ein Keger, der aus alte zurückgreift und die neuen Glaubensartikel nicht anerkennet; doch was du auch sagen magst, ich bin einer wichtigen Entdeckung auf der Spur, die ich dir zunächst nicht verraten darf.“

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,“ sprach Enrico so vor sich hin.

„Ich spreche von der falschen — die echte ist nicht in den Kapiteln der Lehrbücher enthalten, welche die abgeleitete Weisheit den Schülern einprägen wollen; aber es gibt ja auch anderlei, was sie selbst anerkennen, was ihnen aber als eine unlösbare Aufgabe für die praktische Betätigung erscheint.“

„Ich bin auf ein Beispiel neugierig, unmissverständlich.“

„Nun, ein Beispiel großartig schlagend, unmissverständlich. Der Schlüssel ist da. Doch niemand bisher vermochte das Schloß aufzuschließen, zur Schatzkammer, in welcher Milliarden liegen. Alle Gelehrten sind darüber einig, daß der Diamant ohne das Kohlenstoff, verdichteter Kohlenstoff. Nun, es sollte unmöglich sein, das eigenjimmige Element zu solcher Verdichtung zu zwingen? Unmöglich... ich glaube nicht daran!“

„Es ist aber noch keinem gelungen...“

„Törichte Weisheit... die Welt würde stille stehen, wenn man sich dabei beruhigen wollte. Es gibt geniale Erfinder... man bedarf nur eines leuchtenden Blickes... und das ist in Händen der Natur. Winzige Diamanten hat man schon in Röhren gefunden... das Kleine zeigt dem Großen den Weg. Paris geschaffen — was kleine zeigt dem Großen den Weg. Mit welchem Stolz wird einst der Mann auftreten, der Millionen sich leisten schafft! Das ist die Krone des Reichthums, ja der Unsterblichkeit! Ein großer Entdecker zu sein — das ist das höchste Ziel irdischen Strebens — und ich bin auf dem Wege dazu.“

„Diamanten zu machen?“ sagte Enrico achselzuckend.

„Das ist nicht allein! Nicht allein liegt so flipp und klar, daß man nur zugreifen braucht; hier ist die Frage klar und die richtige Antwort; in andern Fällen kommt es auch auf die richtige Fragestellung an... Ich sage dir dies nur, damit du nicht gering denkst von meiner Arbeit und von den Zielen meines Strebens. Du sollst mir hilfreiche Hand leisten.“

„Bei deinem Wert...“

„Nein, nur für mein Wert. Ich brauche Geld... und du sollst es mir verschaffen helfen.“

„Vater, das Gut ist sehr belastet und dein Kredit gefährdet durch deine waghalsigen Unternehmungen.“

„Wenn sie einen Begriff davon hätten, die thörichten Leute... mein Kredit müßte ein unbegrenzter sein.“

„Er trat an seinen Schreibtisch und nahm Papiere aus einem Schub fesseln.“

„Bon Ueberzahlung ist gar keine Rede... hier überzeuge dich selbst. Der Werth des Gutes ist sehr gestiegen... ohne unser Zutun.“

„Darin hast du jedenfalls recht!“

„Das ist wie Vagabond... es gewinnt an Werth durch die Zeit. Du machst die Zeit auch einmal etwas Geheutes, denn was sie sonst ins Sterbliche antbut, ist dem genug. Sieh die Papiere durch... wir sind an der Grenze, doch wir haben sie noch nicht überschritten und bei etwas höhern Procenten wird es nicht schmerzhaft sein, Geld aufzubringen.“

„Du glaubst“ — sagte Enrico, das Hypothekenverzeichnis prüfend.

„Ich brauche dreißigtausend Mark... ich habe beträchtliche Schulden bei den chemischen Fabriken... ich muß einmal damit aufräumen. Ich selbst kann jetzt nicht gerade jetzt nicht lange von meinem Hebe entfernen... so reißt du in die That.“

„Geh zur Tante Locca... sie ist kein Feind, der sich ja mit einmal geholt... dann zum Kenner haben und hat mir schon Geldgeschäften abgibt und wenn's einmal nicht ohne hohe Procente geht zur kleinen Wechselbude des alten Abraham.“

„Vater... es sind dies für mich peinliche Wege, um so peinlicher, als ich voraussehe, daß das Geld gleich allem früheren in Dampf aufgehen wird.“

„Es muß sein... ich bin in der größten Noth!“

„Wohl... doch dreißigtausend Mark... das ist zu viel für deine Herantreibung. Ich will sie zu schaffen suchen, doch mache ich eine Bedingung dabei.“

„Du stellst mir Bedingungen?“

„Gewiß... zehntausend Mark davon müssen für die Wissenschaft verwendet werden, um das Nothdürftigste herzustellen, zu erheben und durchzuführen; ich will nicht, daß das schone Bestehende zu Grunde geht.“

„Wie soll ich dann auskommen?“

„Das ist deine Sorge! Schränke dich ein! Dein Kredit beruht auf diesem Gute.“

„Das ist wohl wahr...“

„Hier gilt's nicht zu entscheiden, nein, zu pflegen, zu erhalten. Die Kräfte der Mutter Erde sind kein Geheimnis; die fruchtbringenden Gewalten, Sonnenchein und Regen, allen Wäldern bekannt. Man muß den Segen entbinden, der in der Scholle schlummert. Werde auch einmal der allmächtigen Stoffmischung gerecht. Chemischer Dünger schafft kein Unsterblichkeit, aber volles Gedeihen der Acker, wenn er recht verwendet wird.“

„Ich habe die Chemie des Ackerbaus studirt... schenke mit darin Vertrauen. Wenn auch einmal monatelang kein Raub aus deiner Esse in die Lüste wirbelt.“

„Kimmermehr...“ versetzte Rispori... „meine Unternehmung; jeder Ackerbau Leben ist kostbar für mein Wert. Doch ich sehe ein, es muß etwas für das Gut geschehen, damit mein Kredit wieder wächst. Ich will einige Zeit gleichsam nicht wollen Dampf geben, vielmehr erlegt ein glücklicher Gedanke die sehnliche Arbeit.“

„Enrico drückte seinem Vater die Hand; ihm war's, als habe er einen kleinen Sieg über denselben errungen. Auch hoffte er zu besseren Bedingungen als dieser die unerlässliche Summe aufzutreiben. Zwar erfüllte ihn die abermalige Ermahnung

schaffliche Futter nicht eher an, bis die Kasse vollständig gefüllt ist, und die Kräfte ist auch wieder leidlich hergestellt. Jetzt leben die beiden Thiere im besten Frieden. Ein armer Jude aus der Provinz beachtet den israelitischen Friedhof in Belgien und bemerkt die folgenden Erbgräber. Ganz besonders erregen zwei durch reiche Pracht ausgezeichnete Grabstätten sein Staunen, die in goldenen Buchstaben die Familiennamen zweier bekannter Finanzgrößen zeigen. Nach genauer Weile stiller Verwunderung entringen sich ihm die Worte: „Ja, ja — die Leute leben!“

Ein armer Jude aus der Provinz beachtet den israelitischen Friedhof in Belgien und bemerkt die folgenden Erbgräber. Ganz besonders erregen zwei durch reiche Pracht ausgezeichnete Grabstätten sein Staunen, die in goldenen Buchstaben die Familiennamen zweier bekannter Finanzgrößen zeigen. Nach genauer Weile stiller Verwunderung entringen sich ihm die Worte: „Ja, ja — die Leute leben!“

Ein armer Jude aus der Provinz beachtet den israelitischen Friedhof in Belgien und bemerkt die folgenden Erbgräber. Ganz besonders erregen zwei durch reiche Pracht ausgezeichnete Grabstätten sein Staunen, die in goldenen Buchstaben die Familiennamen zweier bekannter Finanzgrößen zeigen. Nach genauer Weile stiller Verwunderung entringen sich ihm die Worte: „Ja, ja — die Leute leben!“

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

Führer durch das Uniraththal von Artern bis Naumburg für Bergarbeit und Gegenwart. Von Prof. Dr. G. Gröhler. I. Theil (enthält eine Karte und einer Karte mit Ortsnamen). Im Kommissionsverlag von Finke in Freyburg a. O.

Durch die Uniraththal ist uns jetzt faszinierend das schöne Uniraththal des Uniraththales bequem erschlossen. Die Reisebroschüren für Thüringen behandeln seitdem auch dieses vordem von der Touristenstrasse abseits gelegene Thal etwas ausführlicher, immerhin doch aber nur nebenbei.

Das landschaftlich anmutigste untere Uniraththal mit seinen geschichtlich so vielfachen Seiten der Uniraththal ist aber monographisch behandelt zu werden, um dem wirklich für deutsche Landesherlichkeit begeisterten Wanderer einen verlässlichen Führer in die Hand zu geben, der nicht bloß überflüssig die „schönen Ansichten“ und die „Merkwürdigkeiten“ erzählt. Die dem Zweck genügt sehr viel weniger das vor einigen Wochen erschienene „Lehrbuch“ des Uniraththal mit seinen formgewandten, indessen oberflächlichen Schilderungen, sehr viel mehr hingegen das oben genannte Werk eines gründlichen Sachkenners.

Es ist als Sonderabdruck aus den „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle“ zunächst in einer ersten Auflage erschienen, welcher aber die durchgeführte vorliegende andere Auflage demnach folgen wird. In schlichter Darstellung, die sich jedoch durch Klarheit und volle Überzeugbarkeit auszeichnet (ohne nach „Stimmungsübungen“ zu suchen), erhalten wir der Weise nach alle eines Besuches würdigen Details vorgeführt vom Nordbogen der Uniraththal bis zur Felsenwand des Hebraer Uniraththores; und zwar ganz zweckdienlich für die praktische Ausübung auf der Wanderung selbst ordnet der Verfasser seine Einzelbeschreibungen nach räumlicher und linker Thalseite. Er will ja durchaus keine allseitig landeskundliche Untersuchung geben, sondern er will nur dem gebildeten Laien die notwendigen Fingerzeige bieten, wie er am besten seine Uniraththalwanderung einrichten und worauf er dabei achten soll. Von geologischer Gesichtspunkte ist daher gar keine Rede; im Vordergrund steht dafür der Landschaftscharakter und ganz vornehmlich das Geschichtliche der Vergangenheit, der Städte und Dörfer, die oft, so klein sie heute sind, unendlich im Gedächtnis unseres Volkes fortleben und das nun so still auf der grünen Flur liegende Mennleben mit den fast verfallenen Resten an der Mauer der dahinsinken Ruine seiner alten Klosterkirche — die Lieblingsstätte der Hofhaltung unserer Herrscher aus höchstem Stamm, um einst der Gründer unserer alten Reiches, Heinrich I., und nachmalig auch sein Sohn, der erste deutsche Kaiser, Otto d. Gr., seine letzten Stunden verlebte.

Gerade die kunstgeschichtlichen sowie die allgemeingültigsten Nachweise der räumlichen Schrift sind so trefflich, lassen so ausnahmslos auf eigener Anschauung und quellentlicher Forschung, daß von dieser Seite aus Prof. Gröhler's „Führer“ einen durchaus bleibenden Werth für die geschichtliche Landeskunde in Anspruch nehmen darf. Allerdings wird man die wunderbare Stärke des unteren Uniraththales begrüßen, die der Schrift beigefügt ist (mit allen dem Touristen wichtigen Wegen genau nach dem heutigen Stand, wie sie zur Zeit gar keine andere Karte in gleicher Vollständigkeit verzeichnet), sowie die klaren Abbildungen in einfachen Strichdruck von der hier ein erstes mal beschriebenen, für die Sagenkunde recht merkwürdigen Eins- und Menngebirge aus der „Waldgebirgs“ bei Weisse, zu dem der „Waldgebirgs“ in Waldeshallen führt, ferner der benachbarten Burg Habenswald am Stelshorn der Rhine (in Grundriß), ebenso der Burg zu Alenstedt und der Umgebung der „Steinküste“, d. h. der Hebraer Thalenge. Gewiß richtig deutet der Verf. diesen Namen auf „Helskluft“ (mittelhochdeutsch klobe, niederländisch kloof = Spaltung, also ein thüringisches Rheingebirge) und beweist im Gegenatz zur bisher gültigen gewöhnlichen Auslegung, daß der Nonneberg auf der linken Seite der Klöße die Burg trägt, auf welcher sich 641 der Thüringerkaiser Naubald so ruhmvoll gegen das Frankenheer vertheidigte.

A. Kirchhoff.

Ein Bild aus wägen Tagen. Luigi Settembrini, der einmal das für alle Zeiten gültige Wort ausgesprochen hat: In Zeiten bürgerlicher Unruhen ist ein in politischen Prozessen gefälltes Urtheil selten gerecht, — berichtet uns in seinen „Erinnerungen“ eine fast aus Un glaubliche freudige Scene, zu deren näherer Beschreibung erst folgende geschichtliche Notizen dienen müssen: Bekanntlich hat sein Vater so furchtbar leiden müssen als Italien für das Schicksal nach Einheit und Freiheit. Seit Anfang des Jahrhunderts haben Ungezähle, Grauen und auch Peinlicher, dafür mit ihrem Leben büßen müssen. 1848 schien auch für das Königreich Neapel unter seiner idyllischen Bourbonenmühseligkeit die Stunde der Freiheit gekommen; aber einem kleinen Söldnerheere stand nur eine unbeschränkte Masse gegenüber. Mit dem 15. Mai begann die Reaction um so böser zu haufen; und das Wort der Königin: „Nichtige, Ferdinando, düchtige!“ ging in graunige Erfüllung. Aus dieser Schreckenszeit berichtet Settembrini folgende Episode. In jenen Tagen kamen nun vor dem Schloß zwischen dem Kaiser und einem alten, kaisertreuen, bischöflichen Unterthanen lebend, der selbst erkrankt, ihn zwischen zwei Pfosten der Garde, die mit ihm lücherten und lachten. Dieser Kaiserliche Vincenzo Bellini aus Capri hatte mit eigener Hand die Deputirten Cosibio Caracci ermorde, welcher zu Acquafredda zwischen Capri und Marza gelandet war, ihm das Haupt vom Kumpfe getrennt, es in einem Badofen getrocknet und dem König in einem Korbe überreicht. Er wurde für diesen Mord nicht nur nicht bestraft, sondern erhielt ein Salzgeld und wurde mit Lebenswürdigkeiten überschüttet. Der Generalprocurator Basilio Curia, der Befehl gegeben, ihm den Prozeß zu machen, wäre verhaftet worden, wenn er sich nicht durch Furcht gerettet hätte.“

Hund und Kasse. Aus Königshagen wird berichtet: Der Fuhrwerthebesitzer H. in B. hat auf seinem Hofe außer Weiden, Hühnern und Tauben auch eine Kasse und einen Hund (Dachshund). Hund und Kasse leben von der Stube an, da sie sich kennen lernen, in wahrhaft bitterer Feindschaft, und es mag sehr schwer nachzuweisen sein, wer von beiden mehr Spuren eines ritterlichen Kampfes, sei es von Krallen oder Zähnen, aufzuweisen hat. In der Kasse hebt in Form als unbedeutendes Schatzkammer des Dachshundes, die Kasse hingegen liebt es sehr, nachdem das Mittagessen vorbei und der Abendstempel überstanden, sich in die gut durchwärmte Bratöhre zu legen. Vor kurzem, es mochte 3 Uhr nachmittags sein, bestien die beiden in gewohnter Weise, er vorwärts in der Kasse und sie bestiegen in der Kasse, wieder 3 Uhr Mittagsschlaf. Da kam ein verpöbelter und hungrierer Gast. Schnell wurde wieder Feuer gemacht und die Bratöhre geschlossen, um die nötige Gluth sich ansammeln zu lassen. Die Familie H. sah in trauendem Gespräch in der guten Stube oberhalb der Kasse, da ihm plötzl. aus derselben immer lauter und ängstlicher werdendes Hundebell herauf. Die Hofbesitzer eilte in die Kasse und da sah sie, wie der Hund unter lauten Bellen an dem Hebe in die Höhe sprang; sie öffnete die Thür der Bratöhre, aus welcher die arme vergebene Kasse in einem Zustande nicht voll ganz verbrannten Huten hervorlachte und wie tot liegen blieb. Mit einem Griff erfaßte der kluge Doch's sie mit den Zähnen am Rücken, trat sie in seinen Mord und legte Stundenlang die verbrannten Glieder seiner ehemaligen Feindin. Unterdessen war zum Kreisbierarzt geschickt worden. Aus derselben anam und den Hund bei seinen Samariterdienste erwiderte, meinte derselbe, ihm sei hier nichts zu thun, einen besseren Arzt als den unermüdlich lebenden Hund gäbe es nicht; freiwillig seien die Brandwunden heilbar, daß er an halbtägige Stellung nicht glauben könne. Der Hund aber hat in treuer Hingabe nicht eher nachgelassen, rütel auch das ihnen jetzt gemein

Das die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Hund und Kasse von Otto Engel in Halle a. d. S.



des Erbes für seine Familie mit Behmutz; doch er sah dies Unabänderliche ein. Mit den atmenmäßigen Nachweisen ausgerüstet, machte er sich bald auf den Weg. Als er in den Wägen stieg, standen oben am Fenster die Mutter und der kleine Umberto und winkten ihm freundschaftliche Grüße zu. Ein liebes Bild... das war die Heimat! O wenn doch diese alle glücklich werden könnten!

4.

Curico fuhr in den leuchtenden Sommertag... Sorgen für die Zukunft, aber auch frohe Hoffen... Er sah er doch beim Vorüberfahren in der Ferne die Gruppe von Fischen, Tischen und Büchern, unter deren beschwipfeligem Schutze das freundschaftliche Helmschirm gebettet lag. Das waren die Hüter eines köstlichen Schatzes. Sein Herz schlug höher, wenn er der lieblichen Marie gedachte. Er hätte mit den Versehen hinausjubilieren mögen in den blauen Himmel... und wenn es in den Pappeln am Wege rauschte und die Lehren auf den weiten Kornfeldern im Windhauch auf und nieder wallten und der silberne Fluß mit seinen Windungen zwischen den Waldhügeln im Sonnenglanz aufblühte und hier und dort sich eine lustige Fernschicht entlockerte... da war's ihm so frogemut ums Herz, da glaubte er die Stimme einer schönen Zukunft zu hören und das Anflutchen eines ihm winkenden Glanzes zu sehen. Und wenn ein dumpfes Geräusch von Bangigkeit sich darin mischte, so ließ er es nicht aufkommen; er presste die Hand aufs Herz. Der Qualm aus der Tiefe des Baters sollte seinen Glückstern nicht verduiteln.

Als er im Hotel zum goldenen Auer angekommen war und die breiten, von rötigem Kirschlorbeer überhöhten Stufen hinaufstieg, da hörte er auf dem Vorlauf des Stodwerkes über sich eine wetternde Stimme... eine Stimme, die in ihrer trampschaftigen Steigerung durch Markt und Wein ging. Es war ein Ausbruch köstlichen Jorns... und alsbald flogen dem Ankommenden die Stufen berat entgegen ein Kellner, der an den Hübel eines Kirschlorbeerbaums ampralle und durch den barten Anprall in unliebsamer Weise das Gleichgewicht wiederfand, und ein Hausknecht, dem beim jähen Herabfallen eine ganze Ladung von Röhren mit der Birne und dem Klopsstock aus der Hand glitt. Das grollende Unwetter eben verlor sich inzwischen hinter der zugeschlagenen Thür eines Gastzimmers.

„Was giebt es denn?“ fragte Curico den ihn begleitenden Oberkellner. „Irgend eine Kleinigkeit. Graf Zehrental hat seine schlimmen Stunden.“

Die feindselige Geminnung, welche Curico gegen den hochfahrenden Grafen begie, wurde durch diesen Zwischenfall nur verstärkt. Ein vornehmer Herr, aber ein brutaler Selbstherrlicher.

Curico machte sich bald auf den Weg, so ungern er als Bittsteller an fremden Thüren anklopfte; er begab sich zunächst zum Kienter Faber, der in einer schönen Villa wohnte, vor

welcher eine Vorhalle mit korinthischen Säulen mit herausforderndem Prunk paradierte. Er sah auf einem Sopha in selbst es nannte, „opulenten“ Frühstüch beschäftigt, zu welchem er den jungen Herrn Kiospori herablassend mit entlid. „Nehle heute, dumme Leute“ — ein jedenfalls unhaltbarer Satz, aber bei Empörtömmungen wie Faber fand er volle Bestätigung. Wirtpränglich ein bestiger Agent, wurde er seiner Unternehmungslust mit dem nötigen Vertrauen und dem nötigen Gelde unter die Arme griff. Man darf von der Freundschaft nicht gering denken; zwar Dreß und Phlades, Carlos und Posa... dergleichen ist nicht mehr Mode; aber ein Freund, der Geld hat, ist mehr werth, als der besonnene Phlades und der schwärmerische Posa... man kann mit anderer Leute Gelde ein reicher Mann werden. Und viel Verstand ist dazu auch nicht nötig; das bewies Herr Faber, dem alle Unternehmungen glückten, so daß er zuletzt nicht mehr das Geld des Fremdes brauchte. Dabei hatte er noch eine kleine Passion, die mit seiner Menschenfreundlichkeit zusammenhing; er lieb Geld aus gegen sichere Bittgeschäften und Hypotheken und wurde so ein Mann des Segens für die nothleidende Menschheit.

Das schwammige, aufgebundene Gesicht mit der hervorspringenden Unterlippe und der niedrigen Stirn, auf welche einzelne Haarbüschel melancholisch herabgingen, war vom Glanz des starken Frühstüchweins geröthet; mit einem Beklagen, das sich besonders in einem breiten Lächeln zeigte, sprach er davon, daß er zu rechter Zeit seine Baunternehmungen eingeschränkt habe, da die Konjunkturen jetzt ungünstig würden, und daß er sich jetzt nur des genommenen Gutes erwehe.

„Wer nicht etwas vom Kaufbrock in sich hat, der soll nicht spekuliren. Ich bin der geborene Kaufbrock, habe, ich spüre's in mir, ob Regen oder Sonnenschein kommt — und demnach hoch ich unten oder ganz oben auf der Leiter. Jetzt bin ich schon lange nicht mehr in die Höhe geklettert. Ein Gläschen Malaga... wie wir's! Doch was verschafft mir eigentlich das Vergnügen. Ein Geschäftchen... wie?“

Curico jögerte jetzt nicht, mit seinem Unwetter hervorzutreten; doch Faber machte ein süßsaures Gesicht. „Ihren Herrn Vater in Ehren — aber mit einem solchen Herrn kann man keine Geschäfte machen.“

„Ueberzeugen Sie sich doch. Diese Abschrift aus dem Grundbuche...“

„Ich sehe mir nicht bloß die Güter und Häuser, sondern auch die Menschen an. Und sind das unsichere Kunden...“

„Herr Faber...“

„Ich spreche als Geschäftsmann! Ihr Herr Vater ist sonst ein sehr braver Mann; aber er hat eine Passion, die alles in dem Kaufsanzug hinempuffet. Oder seine Keßel explodiren einmal, dann bricht alles zusammen. Ich nehme gern solche Prozeduren für mein Geld, aber ich liebe die Konturje nicht. Das stört mich in meiner Ruhe!“

(Fortf. folgt.)

Die erste Gesellschaft.

Humoreske von Paul Blis.

Inzwischen, um seine Zeit zu verlieren, klopf der Herr Konzelektor an dem Lodge der Gardine — ha, ha, er lacht unwillkürlich, so weit ist er nun glücklich gekommen: ein Gardinen Hopfender Konzelektor.

„Endlich ist Band da.“

Er nagelt es an, schlägt sich wieder auf die Knie, schreibt, mimirt, flucht — aber das Band sitzt beinahe schon fest, nur ein Endchen noch.

Nun muß er die Stange umdrehen, dazu braucht er beide Hände, er legt den Hammer auf das Fensterbrett — das Fenster sieht offen — er hat ihn zu weit hinausgelegt, der Hammer rutscht — der Konzelektor sieht es, er kann ihn aber nicht halten, da er mit beiden Händen die Stange dreht, — der Hammer rutscht zum Fenster hinaus — patich, liegt er unten im Fluße.

Die Krämpfe kann man bekommen vor Aerger.

Er flucht, tobt, schimpft, tobt — der Hammer ist fort. Was nun? Ein anderes Instrument zum Hämmern, — aber was? Holt — der Stiefelknecht.

Er wird herbeigebracht. Es geht, wenn auch schwer, mit entsetzlicher Anstrengung, aber es geht.

„Endlich sind die Gardinen angeheftet: die Stangen werden auf die eisernen Haken gelegt, — fertig. Gott sei Dank!“

Aber, um des Himmels willen! Das sieht ja alles schief. Neuer Schreck, neues Schindeln, Toben, Lärmen, — doch die Gardinen bleiben schief!

Da kommt die Konzelektorin herein und sieht die Verschönerung.

„Sagte ich es nicht? Du bist ein prächtiger Mann! O Gott o Gott!“

Die Gardinen werden wieder heruntergehoben, abgeheftet und selbst.

Endlich ist diese Arbeit gekhan. Aber es ist auch hohe Zeit, in einer halben Stunde können die Gäste kommen.

Das Mädchen meldet den Freiseur. Die gnädige Frau fährt zusammen. Sie muß jetzt an ihre Toilette denken. „Gleich! Gleich!“

„Wann, hast du die Tischkarten fertig?“

Der Mann bekommt einen neuen Schwindel. Er sagt an die Stirn, — vor seinen Augen beginnt es zu flimmern. Woran an all dem Unheil liegt, — ach dieser Frühstüch! Die Frau rauscht wortlos zur Thüre hinaus. Er geht an den Schreibtisch. Und er beginnt zu schreiben. Zuerst die Membranen.

Er ist in einer entsetzlichen Aufregung. Er möchte in fliegenden Hott über das Papier rasen, immer hopp, hopp, Grumdritsch, Haarrisch raus und runter — aber diese verdammte Feder! Er kratzt, streicht, drückt, aber das eigenartige Ding wird immer widerpeniger. Alex! Da war die Bescherung, — ein großer schwarzer Tintenleck, und gleich über drei Karten gepipst. Na, wenn das so fortgeht.

Endlich blid Memus geschrieben. Nun schnell an die Tischkarten.

„Über das Verzeichniß der Gäste, wo steht es denn nur? Er sucht und sucht, stöbert in allen Papieren herum, umsonst. Wo hat er es denn bloß gelassen? Vielleicht hat es seine Frau.“

Er eilt zu ihr. Er klopf. Ein kurzes, gebietendes „Herein!“ ertönt.

„Grazchen, hast du vielleicht das Verzeichniß der Gäste?“

Sie, im Brillenmantel vor dem großen Spiegel, blid ihn grimmig an. — Das ist doch, um davonzulassen! Sie will gleich wieder kassireten, — aber der Freiseur.

„Aber, ich habe es dir doch gegeben, Mann!“

Sie will noch mehr sagen, aber er ist schon wieder zur Thüre hinaus.

Er und von neuem sucht er. Endlich hat er den Zettel gefunden. Er lag im Schlüsselvorbe der gnädigen Frau. — O diese Frauen, immer mühen sie das letzte Wort haben!

Er beschreit die Tischkarten. Offiziere, Beamte, Brievenleute, zwei Kommerzienräthe, ein Konjul, Journalisten, Schauspieler, Sänger, Schriftsteller und sogar zwei Chinesen, Unterbeamte von der Postkass, — die dekoriren die Tafel, bringen Abwechslung in das Einerlei von Grad und Uniform, — nein, dieie Frau!

„Ihm wird ganz heiß bei dem Gedanken, daß er all' diesen Herrschaften die Honneurs machen soll. Ach, hätte er das früher geahnt, — nie hätte er in diese Ehe gewilligt. Was für ein beglücktes, einfach und zufriedenes Leben hat er als Junggeheile geführt; er hat sich redlich durchgearbeitet zum Konzelektor. Dann war der Erben gekommen, und dann die Pensionierung. Nun hatte er den Lebensrest noch genießen wollen; ein hübsches, gemüthliches Heim daheer er sich zu gründen, — na, und wenn die Frau ein bißchen Geld haben würde, — Schaden könnte es ja auch nichts. So war's gekommen, so hatte er sie gefunden, seine Frau, seine gnädige Frau.“

Oh! Oh! Oh! Ein tummervoller Seufzer befreite ihn die enge Brust.

Und nun — — ?

Welch eine Zukunft. Welch eine schreckliche Zukunft. Aber na — es geht so lange wie es geht. Treibt sie mir die Sache zu bunt, dann zeige ich ihr doch noch einmal, daß ich Hosen anbe.

Die Konzelektorin ist mit der Toilette fertig. Er betrachtet seine Frau, er staunt sie an, immer und immerzu. Geschmach hat sie doch, das muß man ihr lassen. Und die Jahre sieht man ihr noch wahrlich nicht an. — Weiberrieseln!

Nun soll auch er Gala anlegen. Sie drängt. Er muß sich sammeln, — wieder ein Seufzer, dann geht er in sein Zimmer.

Inzwischen legt sie die Tischkarten, ordnet hier und dort noch, — eine letzte Mutternahe. Ja, nun mögen sie kommen — mögen sie! Sie steht wie trümbührend vor dem Spiegel. Sie bewundert sich selbst. — O, sie muß noch Eindrück machen.

Endlich, endlich wird sich vernünftlicher Wunsch war: sie wird in die Gesellschaft kommen.

Darum hat sie in diese Ehe gewilligt, darum, nur darum.

Was hätte ihr all das Geld genutzt, wenn sie keinen gesellschaftsfähigen Mann bekommen konnte. Eine verbitterte alte Jungfer, bu, wie das klingt. Ihr Vater? — Sätze er sie einzuführen sollen? — Ihm sah man den Vauer an, der durch den Verkauf seines Bodens an die Baunternehmung reich geworden war. Nein, von ihm war nichts zu hoffen. Blich also nur eine Ehe. Aber auch das war so leicht nicht gewesen, bis endlich, endlich ihr Konzelektor, — ach, das ist er ja.

Er war wieder eingetreten, — schwarze Hosen und Weste hat er an, blendend weiße Hähle, aber noch seinen Grad.

„Was hast du denn nun wieder angemacht, Mann?“ Sie abut nichts Gutes, denn er steht da wie vernichtet.

„Mein Grad — da, ich wollte eben hinein, — da plagt die Rückenmahl.“

„Schredlich! Soll man dabei nicht krank werden?“

Bunte Zeitung.

Das Buch Diod und die Dampfmaschine. Bekanntlich haben die Dveologen so viel Seltsames, so Abenteuerliches aus der Bibel heraus- und in die Bibel hineingelesen, daß man sich glauben könnte, in dieser Beziehung ist alles schon dagewesen. Wie sehr aber ein solcher Glaube irrig ist, wird, zeigt der amerikanische „Dorchester“ Herr Samuel O Turbell, denn er sucht zu beweisen, daß der (unbekannte) Verfasser des Buches Diod die Dampfmaschine schon gefannt und in seinem Begrabedicht beschrieben habe. Das Ungeheuer Behemoth oder Leviathan, das man bisher für ein Nilpferd hielt, soll nämlich nach Herrn O Turbell nichts anderes als eine Dampfmaschine sein. Kapitel 40 Vers 10 übersezt der Amerikaner so: „Siehe da, einer mit großer Hitze (s. i. Behemoth), er wird Feuer verschlingen wie das Vieh.“ Der Spornstein ist in folgendem Vers beschrieben: „Er streckt

„Aber Nieschen, dafür kann ich doch nicht.“

„Nenne mich doch nicht immer Nieschen. Wenn das einer von den Göttern hört — was soll er denken. — Ja, dann steht du eben den alten Grad an.“

„Am Gottes willen, diese Zwangsjacke!“

„Du kannst doch die Leute nicht in Hemdsärmeln empfangen wollen.“

„Frau, die Sticheleien verbitte ich mir.“

Die Klingel schlägt draußen an, — einmal, zweimal, dreimal. „Die Gäste kommen! Mann, so eile doch! Du wirst uns noch blamiren!“

„Mein Gott, ja, ja! Ich gehe ja schon!“

„Von neuem laßt er tief und schwer. O, dies Schicksal! Dann schleppt er sich in sein Zimmer.“

Und sie eilt an die Thür. Das Herz pocht ihr hörbar laut. Jetzt werden sie kommen.

Aber sie kommen noch nicht. Die Boten vom Traiteur sind es. Die Speisen werden gebracht. Sie ist ein wenig enttäuscht. Schließich nimmt sie ein Tuch um die Schultern, hebt die Schleppe auf, damit ihre Hobe nicht bedekt wird, — dann eilt sie in die Küche, danach zu sehen, daß alles glatt von statten geht.

Jetzt ist alles bereit.

Die Zimmer sind arrangirt, die Tafel gedeckt, die Weinflaschen entstopft und draußen dampfen die Speisen — die Gäste können kommen.

„Aber wo nur ihr Mann bleibt!? — Ein Mädchen wird in sein Zimmer geschickt. „Der Herr Konzelektor käme gleich.“

Da ist er schon.

Er sieht so äbel nicht aus, das muß sie zugeben, immer noch ein ganz netter Mann.

„Aber was für einen entsetzlichen Geruch bringt er denn mit?“

„Mann, was hast du die denn angepöffen?“

„Gar nichts, Frau.“

„Aber riechst du denn nichts?“

„Ach ja, Mottenpulver.“

„Allmächtiger!“

„Aber unschuldiges Mottenpulver, Nieschen.“

„Mann, du rimmst unsern Ruf!“

„Was? Du bist in der Wahl deiner Worte wirklich nicht sehr vorsichtig, Nieschen.“

„Aber begreift du denn nicht, daß das so nicht geht?“

„Na, dafür kann ich doch nicht!“

„Wie kommt es denn nach dem Grad anzusehen?“

„Heiliges Donnerwetter! Jetzt reißt mir die Geduld.“

„Du wirst brutal! — Meine Herren!“

Die Konzelektorin sinkt in einen Fauteuil. Er aber läßt sie ruhig sitzen und geht unthentendert auf und ab. Das dauert so einige Sekunden. Wählich bringt sie auf, reißt eine Flasche mit Parfüm von einer Tragere und beginnt den Grad ihres Mannes damit zu bespöhen.

Aber Nieschen, ich bitte dich! das thure Parfüm.“

„Besser so, als uns blamiren.“

„Das halte ich aber nicht aus; der Geruch macht mich krank.“

Doch sie achtet nicht auf ihn und sprist bis die Flasche leer ist.

Er schlüpft sinkt er an. Er duftet wie ein Parfümerverladen. Er räthnt, seufzt, nimmert — ach, ihm wird schredlich im Kopfe. Verdammt der Geruch! Wählich beginnt es in seiner Nase zu krabbeln, ganz fein zuerst, dann aber härter, und endlich geht's los — Dampf! er niest, wieder und wieder. — Jetzt wird ihm besser, er kann wieder athmen.

Draußen wird geschellt.

„Sie kommen! Mann, Mann, höre auf zu niesen!“

„Kann ich denn! Dampf! Dampf!“

„Aber so kommt du doch keinem Menschen entgegengehen.“

Dampf! Dampf!

„Wähst du mich reizen?“

„Barum hast du mich so begoffen! Dampf! Dampf!“

„So werde ich die Gäste allein empfangen.“

„Wie auch recht, Dampf!“

Sie rauscht zur Thür hinaus. Er niest weiter. Dann nimmt er ein buntes Stantuch und hält es unter die Nase. Der Geruch des Parfüms ist jetzt ein wenig verfliegen, dafür macht sich das Mottenpulver wieder bemerkbar. Ein sonderbarer Geruch, dieses Gemisch von Mottenpulver und Parfüm. Was die Gäste wohl sagen werden! (Schluß folgt.)

